

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Zblr.) vierteljährlich, 3 Zblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohlth. Post-Kemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 11.

Berlin, Montag den 25. Januar

1836.

Italien.

Aus Leopold Robert's Künstlerleben. *)

Ich kannte Leopold Robert noch nicht und hatte seine Bekanntschaft schon lange auf's lebhafteste gewünscht. Einer unserer gemeinschaftlichen Freunde, Herr Casimir Lecomte, in dessen schöner Sammlung ich oft Gelegenheit gehabt, manches treffliche Stück von Robert zu bewundern, hatte mich mit einem Empfehlungsschreiben an den Künstler versehen, und so machte ich mich denn auch gleich nach meiner Ankunft auf den Weg zu ihm, nach dem Palast Pisani, wo er sein Atelier hatte. Das Atelier eines Malers in dem Palast der Pisani zu Venedig! Aber die stolze Republik ist nicht mehr; des großen Pisani, des Nebenbublers der Doria und Grimaldi, denkt Niemand mehr. Der Palast fällt in Trümmer, und er muß es sich in seinem jetzigen Zustande zu gar hoher Ehre rechnen, daß ein berühmter Künstler ihn noch für würdig gehalten, in einem seiner Zimmer seine Wohnung aufzuschlagen.

Ich wußte, daß der Eintritt in Robert's Atelier nicht leicht zu erlangen war — wußte ebenfalls, daß noch kein Mensch zugelassen worden, das Bild zu sehen, welches er eben beendet und von dem schon Alles in Venedig sprach; ich hatte demnach für mich und meinen Versuch gar wenig Hoffnung, aber ich wagte es darauf.

Ich mußte lange klingeln; eine alte Frau, die Hüterin des Hauses und der Cerberus des Ateliers, ließ mich erst eine ganze Zeit lang die Blüthen und Statuen betrachten, mit denen der Hof verziert ist, und unter denen mir besonders eine verkleidete Bestalin auffiel, eine eigene Phantasie des Bildhauers, der sich darin zur Aufgabe gemacht, ein ausdrucksvolles Gesicht durch den Schleier hindurch scheinen zu lassen. — Endlich ließ sich die gute Dame sehen; aus einem Fenster im terzo piano strecte sie den Kopf heraus, und hatte die Gnade, mich zu fragen, zu wem ich wolle. — „Zu Herrn Robert, Madame; dem Französischen Maler.“ — „Il pittore francese, non c'è in casa.“ — „Nicht zu Hause? Man hat mir doch versichert.“ — „Non c'è.“ — „So; nun denn — hier ist ein Brief, den ich abzugeben habe, und meine Karte; wollen Sie wohl die Güte haben, beides in Empfang zu nehmen und Herrn Robert zuzustellen?“ Die Thüre that sich auf; ich stieg die enge Treppe hinan, auf der mir meine holde Donna schon einige Stufen entgegenkam, und gab Brief und Karte an sie ab.

Robert, wie ich mir wohl gedacht, war allerdings zu Hause, und die Portiere hatte nur der strengen Weisung nach gehandelt, die ihr ein für alle Mal ertheilt war. Zu meiner großen Freude kam am anderen Morgen Herr Delacour zu mir und benachrichtigte mich, daß ich Herrn Robert willkommen seyn würde. Ich eilte; ich lernte den Künstler kennen, sah das Bild, das noch kein profanes Auge betrachtet, und schwelgte in Entzücken.

So schüchtern und verlegen Robert in der Regel Fremden gegenüber war, so freundlich nahm er mich auf, so viel Wohlwollen, ja ich darf wohl sagen, so viel Neigung bewies er mir. Er war mit mir wie mit einem alten Bekannten, und zeigte mir sogleich sein Bild, noch naß und nicht ganz fertig wie es war. Er war mit seiner Arbeit zufrieden, schätzte sein Werk, liebte es, hatte er doch Mühe genug darauf verwandt! Aber er wußte zugleich auch recht gut, daß er sich in gewisser Hinsicht doch nicht genügt. Was mich betrifft, so war mir die Stellung des Fischers mit dem Neze, die wohl etwas zu heroisch ist, nicht einmal störend für den Eindruck des Ganzen, so mächtig erwiesen sich die Vorzüge des Bildes, der treffliche Stil, die herrliche Zeichnung, der Ausdruck von Melancholie, der darüber hingegossen ist, die schöne Harmonie, zu der sich Poesie und Wirklichkeit darin verschmelzen; ich konnte nur loben und staunen, so eingenommen war ich und so entzückt von dem Total-Eindrucke des Bildes.

Leider war es nicht hell genug, um das Bild vollkommen genießen zu können. Ich bat Robert deshalb um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, und kündigte ihm zugleich an, daß mein erstes Geschäft darin bestehe, sogleich nach Hause zu gehen, die Feder zu ergreifen und über sein Bild nach Paris zu berichten.

Das that ich denn auch, und theilte hier aus dem Briefe, den ich an meinen Freund Henry Monnier schrieb, die betreffende Stelle mit.

„Zeit beinahe vier Jahren ist Robert mit diesem Bilde beschäftigt. Es ist nicht in einem Wurf entstanden, nicht rasch und lähn

*) Die nachstehenden Fragmente, die wir dem bereits erwähnten Buche des Herrn Val: „De Paris à Naples“, entnehmen, und die von unermesslichen Neuchâtel's Landmann, dem Maler Leopold Robert, handelt, dürften für unsere Leser von besonderem Interesse seyn.

erdacht zugleich und ausgeführt, sondern vielmehr ein Werk des Studiums, des Nachsinnens und der Arbeit, das vielfache Aenderungen zu erfahren gehabt hat. Einzelne Partien darin sind mehr als einmal völlig übermalt worden, und zwar aus folgender Urfach.

Als Robert nach Venedig kam und sich dort niederließ, hatte er das brennende Verlangen, sich sogleich an ein großes Bild zu machen, seine schon errungenen Erfolge auf diese Weise zu krönen. Der Künstler kannte Venedig und die Natur des Volkes, das er hier zum Gegenstand seines Studiums zu machen hatte, noch zu wenig; es kam ihm vor Allem darauf an, sich mit dem Inneren der Menschen vertraut zu machen, deren Physiognomie er darstellen wollte, und so fühlte er sich denn schon bei den ersten Schritten gehemmt. So ist ihm das Studium sauer geworden und die Arbeit langsam von der Hand gegangen. Erst spät ist er vollkommen seines Gegenstandes Herr geworden, und als er endlich auf diesen Punkt gelangt war, hat seine angestrengteste Bemühung dann wieder dahin gehen müssen, die Spuren der Arbeit und des mühseligen Studiums in seinem Bilde auszuschleifen, und demselben den Anstrich von Leichtigkeit zu geben, der das ursprüngliche Eigenthum der Werke des Genies ist.

Ich darf dies jetzt verrathen, jetzt, wo das Bild fertig ist, und wo doch alle Welt schwören wird, es sey nur so herausgeflossen, gleichsam im Spielen, aus Robert's Pinsel. Auch müssen Sie nicht denken, daß die Behandlung etwa eine andere wäre als in den Schnittern; Robert ist seiner Manier nicht untreu geworden; ja, die Zeichnung ist vielleicht in dem gegenwärtigen Bilde, den Fischern, noch strenger, als in Allem, was wir von ihm haben. Der Gegenstand ist folgender:

Zu Chioggia am Ufer werden Anstalten zur Abfahrt in den Golf von Venedig gemacht, auf den Fischfang, Reisen, die den Fischer bisweilen vier bis fünf Monat von seinem Dorfe entfernt halten. Der Moment einer solchen Abfahrt hat immer etwas Ernstes und Feierliches, ja, Trübes; dies darzustellen, hat sich Robert zur Aufgabe gemacht; alle Gesichter auf dem Bilde haben deshalb einen ernsthaften Ausdruck. Zur Linken sitzt auf einer Bank eine alte Frau, die Mutter der Abreisenden, die ihre Söhne vielleicht nicht mehr wiederseht, denn sechs Monate sind eine lange Zeit für ihr Alter. Außerdem ist sie noch dazu krank. Neben ihr steht eine junge Frau, eine jener holden schönen Gesöpfe, die der Künstler in Italien überall aufzufinden gewohnt, in Venedig so gut wie in Neapel und Rom. Sie wendet den Kopf und sieht mit einem Auge, das bald von Thränen feucht seyn wird, nach ihrem Mann hin, den das Schiff in wenigen Sekunden von ihr wegtragen soll. Ein Kind, noch in den Windeln, schläft an ihrer Brust. Zu ihrer Linken steht ein kleines Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, weniger ernst und betrübt, aber doch nicht ohne Unruhe und Besorgniß; einer, der sie lieb hat, geht auch mit auf die Reise, ihr Bruder, der die Mittel-Figur des Bildes ausmacht; er breitet ein Netz über eine Trage, das ein Fischer, der zur Rechten sitzt, so eben ausgebeßert hat. Der Letztere hat noch das Instrument in der Hand, mit dem er seine Arbeit gefertigt. Neben ihm, in einem Korbe, sieht man Kaduel neuen Garns, wovon er gebraucht hat; hinter ihm, einen Augenblick ruhend, aber stehend, befindet sich ein Dritter, der, welcher mir der Mann der reizenden Frau links zu seyn scheint. Er sieht aus dem Bilde heraus den Beschauer an. Ein Greis, zur Rechten weiter hinten, trägt einen Sack mit Zwieback ins Schiff, dessen langes schweres Segel zwei Mann aufziehen. Der eine derselben, der jüngste, hilft sich nach Art der Matrosen, wenn sie ein Kraft-Mander machen, er singt oder schreit vielmehr nach dem Takte, und der Rhythmus giebt jedesmal den Moment an, wo das Thau angezogen wird. Nämlich in der Mitte im Hintergrunde liegt das Schiff am Ufer; mehrere Fischer schiffen das Nöthige ein. Der Schiffspatron, ein Mann von fünfundsiebzehn Jahren ungefähr, steht in gebietender Stellung in der Mitte. Zu seinen Füßen befinden sich zwei Kinder, die auch Theil nehmen an der allgemeinen Arbeit, aber doch mehr aufmerksam auf das Wort des Patrons; ein Paar interessante kleine Gesichter voll tößlicher Naivetät, durch welche das Gebieterische und Bedeutsame der Gestalt des Capitains noch mehr hervorgehoben wird.

Um den Gegenstand erschöpfend abzuschließen, läßt uns der Künstler in einer kleinen Bucht links im äußersten Hintergrunde eine Barke sehen, die schon abgestoßen ist. Frauen stehen auf den Dämmen des Ufers und rufen den Schiffern noch ihr Lebewohl nach, die der Wind schon in die Ferne hinausreibt; eine von ihnen hebt noch ihr Kind in die Höhe, es dem Vater, der sich auf dem schwanken Schiffe befindet, noch einmal deutlich zu zeigen.

Das ist der Inhalt des Bildes, ein einfacher, aber interessanter Vorgang; arme Leute, die eine dramatische Handlung bilden, während

und erhebend, wie es Hektor, Andromache und Astyanax nur sein können. Es ist früher Morgen, das Meer ist ganz ruhig, der Wind kräuselt kaum die Wellen, der Himmel ist lichtblau und mit kleinem rosenrothem Gewölk bedeckt. Robert hat gerade den Herbst gewählt, um uns auch einmal einen anderen Himmel zu geben, als den tiefblauen, den wir gewöhnlich sehen müssen. Und dann ist auch die Tracht der Fischer an jenen Küsten im Sommer nicht so malerisch; erst mit dem Eintritt der kälteren Jahreszeit legen sie ihr schöneres Kostüm an, ihre bunten Mägen, ihre dicken wollenen Socken, ihre schweren Ueberschube, ihre braunen Wintermäntel mit rothem Auszug — alles das ist von trefflicher Wirkung auf einem Bilde.

So hätte ich Ihnen denn, mein bester Rommer, die Composition dieses schönen Melancholie-schweren Bildes mitgeteilt; das lag in meinem Vermögen; aber wie ich es anfangen soll, Ihnen eine Beschreibung von allen diesen schönen charaktervollen Gesichtern, einen Begriff von der tiefen Originalität des Bildes zu geben, von der wunderbaren Harmonie der Zeichnung und der Farben, von der Schönheit, der Feinheit, der Kraft, der Natürlichkeit der Stellungen und des Ausdrucks, von der Bermannigfaltigung der einen Natur in so viele und unterschiedene — das weiß ich wahrhaftig nicht. So nur zum Beispiel Ihnen eine Vorstellung zu geben von der Gestalt der jungen Frau, die vielleicht die einzige auf dem Bilde ist, die Robert keine Anstrengung gekostet hat — es ist rein unmöglich! Und von der Alten, die so köstlich weint! Und vom Capitain, der so groß, so edel dasieht, daß man ihn für einen Homerischen Helden halten könnte! Und dann wieder von dem sitzenden Fischer, der durch und durch Leben und Ausdruck ist! Und von den reizenden holden Kindern, die in ihrer heiteren Anmuth einen so trefflichen wohlthuenden Kontrast zu der gesammten Umgebung bilden! Wenn Sie es sehen werden, Sie werden mit mir der Meinung sein, daß ich mich hier auf eine Analyse desjenigen eingelassen, was nicht zu analysiren ist — des Geschmacks nämlich, des Gefühls, der Kraft; denn ein solches Werk ist das vorliegende; ein Werk des Gefühls, des Geschmacks und der Kraft. Ich bin der festen Ueberszeugung, daß das gewählte Sujet nicht besser, nicht vollendeter darzustellen ist; die Conception ist unseres Lamartine würdig; und was die Ausführung betrifft, so brauche ich zu ihrem Lobe nichts weiter zu sagen, als daß das Bild in Venedig, inmitten der Meisterwerke aus der großen Zeit des sechzehnten Jahrhunderts, bewundert, allgemein und ungetheilt bewundert wird. Und denken Sie nicht etwa, ich übertreibe; nicht um ein Jota, auf mein Wort.

Ob unseren Pariser Damen die Fischer von Chioggia so gut gefallen werden, wie die Schwitter und die Weinlese, dafür will ich zwar nicht mit Gewißheit einstehen; aber Ihnen, Ihnen werden sie noch besser gefallen, daß bin ich gewiß. Es ist Alles noch viel bestimmter, noch viel sicherer und fester, mit einem Wort meisterhafter.

In vierzehn Tagen werden die Fischer nach Paris abgehen, nebst einem andern kleinen Bilde von Robert, die glückliche Mutter (Herrn Marcotte gebörend), das Sie vortrefflich finden werden, und noch zwei andern sehr guten Bildern von Aurel Robert, die die Aufmerksamkeit der Liebhaber schon in Anspruch nehmen werden.

Unter Anderem habe ich im Atelier der Gebrüder Robert eine große Zeichnung in Sepia, eine Kopie der Fischer, von Aurel gesehen, die sehr interessant ist und alle Aufmerksamkeit verdient. Sie ist für den Stich des Bildes bestimmt, da dies doch unfehlbar gestochen werden wird.

Beide Brüder sind höchst liebenswürdige Männer. Leopold's Gesundheit scheint nicht die festeste zu sein; er bedarf immer ärztlicher Pflege und Aufsicht; doch hoffe ich, wir haben nichts zu befürchten; sein Husten, der ihn den Winter über nie verläßt, hat bei alle dem feinen bedenklichen Charakter. Wir haben hoffentlich noch mehr als ein Meisterwerk von ihm zu erwarten. Er hat ein Ausruben der heiligen Jungfrau angefangen für die Kirche des Dorfes, in dem er geboren, und hat mir vertraut, daß er beabsichtige, sich bald an ein Seitenstück zu seinen Fischern zu machen.

Ich hatte mich ziemlich lange mit Leopold und seinem Bruder unterhalten, und interessante Dinge über das Bild, an dem ich mich eben geweidet, vernommen. Unter Anderem hatte mir Robert gesagt, daß auf derselben Leinwand, auf der sich gegenwärtig die Darstellung dieser ersten dramatischen Scene befände, erst die Skizze eines Venetianischen Karnevals gestanden habe. Zwei Figuren wären schon vollkommen angefüllt gewesen, als er anderen Sinnes geworden. Die tolle ausgelassenheit Arlequin's und Pantalou's, und namentlich die Leblosigkeit der Maskengesichter habe ihm die Sache wieder leid gemacht. Was ihn anfangs zu diesem Bilde verführt hatte, war die Idee, Venedig einmal darzustellen, wie es sich aus seiner gewohnten Ruhe bis unreckt und der letzten Biegellosigkeit jener alten Freunde hingiebt. Aber bald verlangte sein Gemüth nach einem ernsteren Stoffe. Er stellte die Skizze darum nicht lange erst bei Seite, sondern löschte das schon Fertige aus und fing seine Fischer auf derselben Leinwand an. Es ist ein solcher Mangel an Leinwand in Venedig, wo doch so viel Maler sind, daß Robert einen Monat hätte warten müssen, bis er ein neues Stück aus Mailand hätte haben können, und sich schon aus diesem Grunde zu jenem Opfer entschließen mußte, was ihm übrigens doch nicht leicht geworden, wie er mir sagte. Mit der Composition der Fischer konnte er anfangs gar nicht fertig werden; er änderte und änderte und mißte sich ab, bis er sie endlich auf den Punkt gebracht hatte, wo sie seiner Idee angemessen war. Mehr als einer Figur gab er einen andern Platz, Charakter, anderes Kostüm, ja Geschlecht sogar, als sie anfangs gehabt, und mehr als ein Kopf wurde zwei oder drei Mal völlig fortgestrichen und neu erfunden. Der erste rasche kühne Entwurf wurde der strengsten Kritik unterworfen, und durch besonnenes Urtheil geläutert und veredelt; die Ausführung ging langsam, anfangs ziemlich unsicher, bald sicherer und sicherer, bis sie endlich in sich selber zu dem Grade erstarrte, sich mit Präcision, Energie und Eleganz klar und glänzend

entfalten zu können. Eine der Hauptschwierigkeiten, mit der Robert während der ganzen Arbeit zu kämpfen hatte, die ihn fast am hartnäckigsten gehemmt und ihm die meiste Mühe gemacht, war, man wird es kaum glauben, der Venetianische Typus, der ihm nur in sehr beschränktem Sinne zusagte. Sein Lieblings-Typus, unter dessen Einfluß er seine besten Werke geschaffen, war der Römische.

Was die zu Ende des mitgetheilten Briefes erwähnte Ruhe der heiligen Jungfrau betrifft, so war dies Bild, wie mir Robert sagte, von ihm, obwohl er Protestant war, für die katholische Kapelle des Schweizerischen Dorfes bestimmt, wo er gebürtig war und wo seine Schwieger noch leben. Die Figuren auf diesem Bilde sind nicht größer als die auf den Fischern, und es versprach sehr schön zu werden. Ohne Zweifel hätte es auch noch viele Modificationen erlitten, zeigte aber doch gerade, wie lebendig und klar, wie vollendet Robert's erster Entwurf schon immer war. Die Jungfrau sitzt — das Kind auf ihren Knien — im Felde auf einem Steine, an einem verfallenen Brunnen. „Ich würde es für angemessener halten“, sagte ich dem Künstler, „wenn sie in einer reichen lippigen Landschaft, bei aufgehender Sonne, unter den Ruinen eines alten Tempels säße, um so das Entstehen des neuen Kultus und der neuen Civilisation auf den Trümmern der alten zugleich anzudeuten.“ Robert war so artig, mir darauf zu erwidern, daß ihm diese Idee sehr gut gefiele und er sie sich zu Nutzen machen werde. (1)

Er sprach mir auch von einer Reise nach Paris, die er vorhabe, wo er einige genaue Freunde besuchen wolle, unter denen er mir Herrn Marcotte und Herrn Schweg nannte. — Er und sein Bruder besuchten auch uns einige Male in Venedig, und wir pflogen am Raminé gar anmuthige Unterhaltungen mit einander über Frankreich, Italien, die Künste, die Venetianische Schule und über das Theater. Im Gespräch zeigte Robert durchaus immer einen trefflichen Geschmack, ein gerechtes gesundes Urtheil, Wohlwollen, heitere Laune, ohne ausgelassen zu werden, einen feinen sinnigen Geist und jene einfache ungeheuchelte Bescheidenheit, die ich gleich im ersten Moment unserer Bekanntschaft an ihm wahrgenommen, und die mich noch am letzten Tage, den ich in Venedig zubrachte, entsetzte; ich konnte nicht weg, ohne Robert und seine Fischer noch einmal gesehen zu haben. Und so ging ich denn, noch eine Stunde mit ihnen zu verleben. Ich kannte nun Alles, was Venedig an Meisterwerken in seinen Palästen, seinen Kirchen und seinem Museum besitzt; ich war voll Stauden und Euthusiasmus über die herrlichen Gemälde jener großen Schule, die in Frankreich seit zehn Jahren auf eine so trockene düre Weise parodirt wird; ich träumte von Titian, von Tintoretto, von Paul Veronese, von Palma und allen den Andern, die wären sie auch nur halb so groß und vortrefflich, als sie sind, doch schon der Zeit und der Vergessenheit entrissen wären — und doch ging ich zu Robert.

Ich gesteh' es, so geblendet von der Farbenpracht und Reizefülle jener Meister, war ich selbst besorgt, die Fischer würden mir nun am Ende nicht mehr so gefallen, wie damals, als ich sie zuerst gesehen. Aber noch schöner fand ich sie; denn nun sah ich erst recht, daß ihre Schönheit im vollsten Sinne ihre eigene ist und nicht abgort hat von den Herrlichkeiten der Venetianischen Schule des sechzehnten Jahrhunderts. Der Maler erschien mir größer als je, wahrhaft original, nach dieser Vergleichung, und auch der Mensch kam mir noch liebenswürdiger und trefflicher vor, als ich ihn schon früher gefunden. Ich dankte ihm beim Abschied herzlich für das Empfehlungsschreiben, das er mir an Herrn Jesi, einen Künstler zu Florenz, gegeben; wir speisten noch zusammen, redeten von unserem Wiedersehen in Paris, und ich versprach, ihm inzwischen über die Anerkennung und die Aufnahme, die sein Werk bei der Ausstellung finden werde, getreulich zu berichten.

Es ist nicht dazu gekommen! ... Ob ich in Paris war, war Robert schon todt. O! als er mit Lust und Freude, im überströmenden Gefühl seines Herzens von der Vollendung seiner heiligen Jungfrau zu mir sprach, wie er ein Seitenstück zu den Fischern geben, erst nach Florenz, dann nach Paris reisen, mich dort besuchen wolle — als er mir sagte, daß sein Bild, so lieb er es auch habe, doch noch keinesweges sein letztes Wort sey — wenn ich's da hätte denken sollen, daß er so bald aus dem Leben scheiden würde, nicht auf den Wink der Natur, sondern durch den eigenen Willen, und die Erfüllung der schönen Verwünschungen und Hoffnungen, die er sich für seine künstlerische Zukunft gemacht, und die schon so glücklich durch den Erfolg gekrönt wurden, in Verzweiflung aufgeben würde!

Bibliographie.

- Gesabele. (Zsabel.) Biblische Tragödie vom Ritter Sigismundo Visconti. Mailand. 1 1/2 Lire.
 Engilde da' l' Roccia. — Gedicht von Silvio Pellico. Verona.
 Medea. — Trauerspiel von Pasquale Negri. Venedig.
 Delle novelle Italiane in prosa. (Bibliographie der Italianischen Novellen in Prosa.) Von Bart. Gamba. Zweite sehr vermehrte Auflage. Florenz.

Frankreich.

Briefe aus Paris, von Misses Trollope. *)

Erster Brief.

Paris. 14. April 1835.

Als ich mich anschickte, Paris zu besuchen, hatte ich allerdings die Absicht, meine Meinung von Allem, was ich in dieser Hauptstadt sehen oder hören würde, durch den Druck bekannt zu machen; um aber so treu als möglich zu schildern, nahm ich mir vor, meiner alten Gewohnheit folgend, Alles, was mir von einigem Interesse vorkommen möchte, in

*) Aus deren bereits erwähnten neuen Buche: Paris and the Parisians.

mein Tagebuch einzutragen. Jetzt aber grant mir vor dem Geschäfte, das ich mir auferlegt. Erst wenige Tage bin ich angekommen, und schon merke ich, daß mein Tagebuch weit mehr anschwillt, als ich wohl gewünscht hätte. Ich sehe mich in ein solches Labyrinth von interessanten Dingen verwickelt, daß meine Kräfte zu einer planmäßigen Beschreibung nicht ausreichen.

Ich werde Sie demnach, theure Freundin, so gut ich kann, nur von solchen Dingen unterhalten, die unter der zahllosen Menge des Gesehenen und Gehörten gerade den meisten Eindruck auf mich gemacht. Sollten wir einst, nach gemeinsamer Uebereinkunft, diese Briefe dem Publikum vorlegen, so wage ich, zu glauben, daß meine Leser mir eine in's Detail gehende Belehrung über Alles, was auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses merkwürdigen Landes Bezug hat, gern erlassen werden.

Wirklich müßte meine Feder große Dreistigkeit besitzen, wenn sie es wagen wollte, schon in diesem Augenblick das junge Frankreich systematisch zu beschreiben. Darüber philosophiren wollen, was die große Nation gethan hat und noch thut, oder vollende, was sie künftig thun wird, das erfordert einen stärkeren Geist, als die große Mehrzahl ihn besitzt.

Es sind jetzt gerade sieben Jahr und sieben Monate, seitdem ich die Hauptstadt der großen Nation zum letzten Male besucht habe. Dieser Zwischenraum ist lang, wenn man ihn als ein Stück des menschlichen Lebens betrachtet; aber sehr kurz, wenn man bedenkt, was für Ereignisse in demselben sich drängen! Bei meiner Abreise flatterten die weißen Fahnen munter von den Palästen; jetzt sehe ich sie herausgerissen, mit Fähen getreten. Die so gefeierten Lilien, Jahrhunderte lang das Symbol ritterlicher Tapferkeit, sind liberal zerstückt und ausgekratzt. Man möchte glauben, der Schild des heiligen Ludwig und Franz I. sey für immer in Stücke zerfallen.

Aber alles dies, so sagt man, waren veraltete Dinge. Frankreich hat sich verjüngt, und nach dem gegenwärtigen Standpunkt der geistigen Kultur konnte es nicht anders kommen. Das Ritterthum, der Duhu, die Wappenschilder, die Banner, die Treue, die Loyalität und andere Kleinigkeiten der Art sind gänzlich antiquirt. Man sagt mir, ich brauchte nur umherzuschauen, um mich zu überzeugen, daß die jetzige französische Generation ohne jenen Plunder recht gut fertig werde; eine solche Beschäftigung, setzt man hinzu, würde mir weit nützlicher und unterhaltender seyn, als wenn ich melancholisch über alten Erinnerungen brütete.

Die Weisheit dieser Bemerkung ist mir einleuchtend, und ich nehme mir vor, einigen Nutzen daraus zu ziehen; ich will immer bedenken, daß es mir, als Engländerin, eben nicht zukommt, wegen des erblichen Ruhmes der Rivalin meines Vaterlandes Trauer anzulegen. Hinüber werde ich also die dreifarbige Falne, die mir nicht bedagt, so viel an mir ist, zu vergessen trachten, und mir meinem Vergnügen nachgehen, was ich nirgends so leicht thun kann, wie in Paris. Seit meiner ersten Anwesenheit in dieser Hauptstadt bin ich auf der halben Erde herumgereist, aber nichts von dem, was ich gesehen, hat das wohnige Gefühl schwächen können, mit dem ich in diese muntere und brillante Stadt voll Ehrn und Bewegung zurückkehre; in diese Stadt, die man, mehr als jede andere, die „Stadt der Lebendigen“ nennen kann.

In der That, wo könnte man einen Ort finden, dessen Erinnerung das Bild der ewigen Fröhllichkeit, die in Paris regiert, zu verdrängen im Stande wäre? Gibt es wohl in der ganzen Welt eine solche Auswahl artiger Gegenstände der Kunst, wie man sie hier mit jedem Schritte findet? In welchem Lande kann das von Kummer gedrückte Herz seine Leiden auf eine Zeitlang leichter vergessen? Es muß in der That kalt, abgenutzt und erkaltet seyn, das Herz, das nicht vor Freude häßt, wenn es Paris nach langer Abwesenheit wiederseht.

Dem obgleich ein Thron umgestürzt worden, so existiren die Tuisseries doch noch; obgleich der Hauptkamm eines wahrhaft königlichen Baumes entwurzelt worden ist, so hat man doch einen übriggebliebenen Sproß, der sich in die Ferne verirrt hatte, sorgfältig eingeschütdigt, begossen, gepflegt, um jenen Stamm zu ersetzen. Die Boulevards sind immer noch dieselben; und keine Revolution, wie fürchterlich sie auch sey, ist fähig, jene kostbare Effenz zu verflüchtigen, welche Paris seinen Reiz giebt. Die Fundamente der Gesellschaft sind erschüttert worden, aber die alten Ulmen der Boulevards werfen nach wie vor ihren Schatten auf ein bunteschattiges Wäldchen, das man leicht für das nämliche halten könnte, das, als diese Bäume noch jung waren, unter ihrem grünen Laubwerk süßlich durch einander wogte.

Da nun dem so ist, und da noch verschiedene andere Reize, von denen ich zu ihrer Zeit sprechen werde, immer von neuem darthun, daß Paris sich selber gleich bleibt; so würde es eine Thorheit seyn, die Zeit unseres hiesigen Aufenthalts mit unnützen Träumereien von der Vergangenheit hinzubringen. Trachten wir vielmehr, so aufgeweckt als möglich zu seyn, damit wir das Wirkliche, die Gegenwart, besser genießen können. Adieu!

Zweiter Brief.

So gern ich Alles sehe, was Paris Merkwürdiges hat, sowohl die großen und dauerhaften Dinge, als die wechselnden und immer neuen, so werden Sie mir doch glauben, wenn ich Ihnen sage, daß es mir viel interessanter ist, den Unterhaltungen im Innern der Gebäude beizuwohnen, als die Wunder anzusehen, welche die Außenseite zeigt.

Eben darum habe ich die Einladungen, die mir von verschiedenen Seiten angekommen sind, mit Freuden angenommen, und schon bin ich so glücklich, mich mit vielen der liebenswürdigsten und bedeutendsten Familien, deren verschiedene Meinungen gleichwohl — und das ist mir gerade recht lieb — so weit von einander absehen, wie der Himmel von der Erde, durch Freundschaft verbunden zu sehen.

Erlauben Sie mir also, mich hier einen Augenblick zu verweilen und Ihnen zu versichern, daß eine Reise nach Paris, wie mühsig man sie auch unternimmt und welche ungeheure Ausgaben man auch daran

wagen mag, endlich auf Nichts hinausläuft, wenn man nicht Mittel findet, auf diese oder jene Weise in die gute französische Gesellschaft zu kommen.

Ich gestehe, daß nichts eine lebhaftere Freude bereitet, als die bloße Neuheit und Reizigkeit der äußeren Gegenstände, die einen Fremden umgeben, wenn er zum ersten Male Paris betritt. Diese unbeschreiblich heitere Außenseite, die jeden schönen Tag einem Festtage ähnlich macht; der natürliche Frohsinn, der unter allen Ständen herrscht; die lebhafteste Sprache, die funkelnden Blicke unzähliger schöner Augen; die Gärten, die Blumen, die Statuen: Alles vereint sich, um eine Wirkung hervorzubringen, die nahe an Verzauberung gränzt. Aber die Gewohnheit vermindert das Staunen, und sobald das erste herrliche Gefühl vorüber ist, fangen wir an, durch das Auffallende selbst ermüdet zu werden; wir sinken zurück in National-Befangenheiten, in Traurigkeit und süße Laune.

Von diesem Augenblick an spricht der Englische Reisende nur noch von der majestätischen Seine, von den prächtigen Brücken, den gewaltigen Trottoirs, den unvergleichlichen Kloaken und dem echten Portweine. Jetzt sollte er, um seine Genüsse zu verlängern und zu vervollständigen, bei dem Neusseren der schönen Hotels nicht länger verweilen, und dahin streben, daß er des solideren Genusses theilhaftig werde, der im Innern herrscht.

Man hat über die zauberische Anmuth der französischen Sprache im Umgang schon so viel gesagt und geschrieben, daß es ganz unnütz wäre, noch einmal darauf zurückzukommen. Daß in keiner anderen Sprache ein geistreiches Wort mit so viel Grazie gesagt werden kann, ist eine Thatsache, die man hinüber weder zu bestreiten, noch besser zu beweisen im Stande seyn wird, als es bereits geschehen ist. Glücklicherweise ist die Kunst, einen Gedanken auf die anmuthigste Weise in Worte zu kleiden, nicht mit Frau von Sévigné zu Grabe getragen worden.

Aber nicht bloß als angenehmen Zeitvertreib möchte ich meinen Landsleuten eifrigen Antheil an der französischen Gesellschaft empfehlen. Große und wichtige Reformen sind bereits, Dank den Verbindungen, die ein langer Friede begünstigt hat, in unseren nationalen Sitten vor sich gegangen. Unsere Gastmähler werden nicht mehr durch Trunkenheit entweiht, und wenn Personen beiderlei Geschlechts gesellig zusammenkommen, so will es die Landesstute nicht ferner, daß sie die Hälfte der Zeit, die sie gern zusammen verplaudert hätten, von einander getrennt zubringen.

Dennoch bleibt uns noch viel zu lernen übrig, und der Ton unserer Gesellschaft könnte im Ganzen immer noch gewinnen, wenn wir die trefflichsten Beispiele von Pariser Art und Sitte zu Vorbildern nehmen wollten.

Nicht die großen und glänzenden Vereine, welche drei oder vier Mal des Monats in jedem angelegenen Hause stattfinden, sollen unsere Schule seyn. Ein Fest bei Lady A. am Grosvenor Square hat nicht größere Neulichkeit mit einem Feste bei Lady B. am Berkeley Square, als beide zusammen mit einer festlichen Assemblée in einem großen Pariser Hause haben. In beiden Hauptstädten bieten uns diese Assembléen eine Auswahl von hübschen Damen, von interessanten Cavalieren, von Taft, Gaze, Sammet, Diamanten, goldenen Ketten, Agraffen, Schnurrädern, Impériaux — aber sehr wenig reinen Genus.

Ich argwöhne sogar, daß in diesen zahlreichen Gesellschaften der Vortheil ein wenig auf unserer Seite seyn dürfte; wir schöpfen wenigstens öfter einmal frische Luft, indem wir aus einem Zimmer in's andere gehen, so eist wir uns mit Eis erfrischen wollen, und da der bunschedige Hause allmählich zu ganzen Massen diese Erquickung genießt, so findet man bei uns nicht bloß Gelegenheit, frei aufzutreten, man kann auch einige Minuten schwärmen, und schwebt dabei nicht in Gefahr, von dem Orte, wo man Posto gefaßt, weit weggestoßen zu werden.

Auf diesen Meute möchte ich also die nationale oder individuelle Physiognomie der Pariser Salons nicht studiren; wohl aber in dem stilleren Kreise vertrauter Freundschaft. Das ist ein Glück, dessen man mit anmuthiger Zwanglosigkeit, fern von Pomp, Hochmuth oder Cerimonie, genießen kann, und von dem wir leider gar keinen Begriff haben. Ich, wie müssen schon einen Monat vorher und auf einem gedruckten Zettel den Tag lesen, an welchem unsere Freundin zu Hause (at home) seyn wird, an welchem Bedienten in Livree das Wohnzimmer aufstellen und ihre Wohnung von Kerzen stimmert, bevor wir es wagen können, in ihrem Salon einen Abend zuzubringen. Ja, ich kenne ihn, den erlauchten Blick einer Londoner Dame, wenn sie zwischen 8 und 11 Uhr Abends ein halbes Duzend ihrer besten Freundinnen ohne vorgängige Einladung erscheinen sieht.

Jene anmuthige Angewohnheit, jene zur Gewohnheit gewordene Ausschließung allen Prunks und aller Cerimonie, jene nationale Antipathie gegen Zwang und Langeweile sind es eben, was den Ton der französischen Gesellschaft unendlich angenehmer macht, als den der unsrigen. Aber nur diejenigen, die den goldenen Stab sich verschaffen können, der die Pforten der Pariser Häuser öffnet, können von der Wahrheit dieser Versicherung durchdrungen werden.

Trotz des Vorwurfs übergroßer Eitelkeit, den man den Franzosen macht, ist es doch gewiß, daß sie im Umgang mit ihres Gleichen viel weniger Eitelkeit an den Tag legen, als wir. Ich sah eine Gräfin von einem der ältesten französischen Häuser in eigener Person die äußere Thür ihres Zimmers öffnen, um Leute, die sie besuchen wollten, zu empfangen; sie that dies mit so viel Grazie und Eleganz, als hätte eine dreifache Reihe Lakaien in Livree die Namen der Besucher von der Antichambre bis in den Salon gefordert. Und doch fehlte es dieser Dame gar nicht an dienstbaren Grifiern; Kutscher, Lakaien, Kammerfrau und alle subalterne Domestiken eines großen Hauses standen ihr zu Gebote. Aber der Zufall hatte gewollt, daß der Eine dahin und der Andere dorthin geschickt war, und es kam dieser würdigen Dame keinen Augenblick in den Sinn, daß ihre Würde kompromittirt werden

könnte, wenn sie sich ohne Gefolge zeigte. Mit einem Worte, die Eitelkeit der Franzosen offenbart sich nicht in kleinlichen Dingen, und eben darum sind sie im geselligen Verkehr frei von jener unruhigen Empfänglichkeit, von jener Eitelkeit voll Dünkel, die so schwer auf unserer Gesellschaft lastet.

Leicht könnte es in meiner Heimath Personen geben, die da behaupten, es sey ein gefährliches Ding, den Zauber der Französischen Gesellschaft anzupreisen, und die Sitten eines Volkes, dessen Sittlichkeit für weniger streng gilt, als die unsrige, als Muster zu empfehlen. Wenn ich voraussetzen könnte, daß ich durch Billigung dessen, was ich gesagt, nur um eines Haares Breite den Zwischenraum verlor, der, wie man glaubt, in dieser Hinsicht beide Völker trennt, so würde ich mein oberflächliches Lob in strengen Tadel umwandeln; aber ich bin bereit, denen, die mir eine solche Besorgniß äußern sollten, zu entgegenen, daß die Gesellschaften, in welchen ich die Ehre habe, zugelassen zu werden, meinem Beobachtungs-Vermögen nichts dargeboten haben, was auch nur zu dem leisesten Vorurtheile gegen die Pariser Sittlichkeit die Befugniß geben könnte. Ein feineres und strupulöseres Zartgefühl in Ton und Manieren kann man nirgends finden oder wünschen, und ich argwöhne sehr, daß die meisten Gemälde Französischer Sittenverderbnis, die unsere Reisenden uns vorhalten, in solchen Kreisen aufgenommen worden, wohin die Empfehlungs-Schreiben, die ich meinen Landsleuten so lebhaft wünschte, sie niemals führen werden.

Da ich nun einmal an dem Kapitel von falschen Eindrücken und Berichten stehe, so will ich Ihnen eine Anekdote erzählen, die ich gestern Abend gehört. Der kleine Kreis, in dem sie mir erzählt wurde, bestand aus wenigstens einem Duzend Personen, aber für mich allein war die Anekdote neu. „Vor etwas mehr als zwei Jahren“, so erzählte man, „kam ein Engländer zu uns, der den eingestandenen Plan hatte, über Frankreich zu schreiben, und nicht etwa oberflächlich, wie so viele Andere, oder um bloße Wahrheiten zu sagen, die auch dem gemeinsten Auge nicht entgehen, sondern mit einem Streben nach Gründlichkeit, das ihm die verborgensten Dinge offenbaren sollte. Er eröffnete seine Absicht verschiedenen Freunden, die sich alle die Mühe gaben, ihn auf seiner Jagd nach unbekanntem Wahrheiten zu unterstützen. Kurz nach seiner Ankunft machte er vertraute Bekanntschaft mit einer Dame, die sich mehr durch die Mannigfaltigkeit als durch die Beständigkeit ihrer Freundschaft mit Literaten einen Ruf erworben. Diese Dame behandelte den Fremden mit großer Güte und erbot sich, zum Beweise ihrer Hochachtung, ihm allerlei Anekdoten zu liefern, damit er aus dem Ganzen seine Meinung von der Nation, die er schildern wollte, zusammenstellen könne. Sie versicherte ihm zugleich, Niemand kenne die geheime Geschichte von Paris in dem Grade, wie sie. Dieser Reisende publizirte nun alle die ehrsüchtigen Verleumdungen, womit seine Freundin den Ruf der achtungswürdigsten und unsträflichsten Personen schwärzte, und lieferte so ein Werk, das ihn entehren muß, so lange seine Charlatanerie im Andenken der Menschen fortleben wird.“ — Die Unterhaltung endete ganz munter mit folgender Bemerkung, die Madame E. an ihren Gemahl richtete, während er mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit gegen unseren Landsmann losdonnerte: „Beruhige Dich doch, mein Freund; das Gemälde, welches der Herr Reisebeschreiber von den Englischen Damen entwirft, enthält bei allem dem nichts, was uns vor Eifersucht tödten könnte.“ — Ich sollte meinen, daß weder Sie noch irgend sonst eine Englische Dame in Versuchung kommen dürften, ihr zu widersprechen.“) Adieu!

Bibliographie.

- Les Dynasties égyptiennes, suivant Manethon, considérées en elles-mêmes, et sous le rapport de la chronologie et de l'histoire. — Von Hrn. v. Bover. Zweite Auflage.
L'Histoire des derniers Pharaons et des premiers rois de Perse, selon Hérodote, tirée des livres prophétiques et du livre d'Esther. — Von Hrn. v. Bover. 2 Bde. 15 Fr.
Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif. — Achter und letzter Band.
Voyage philosophique en Angleterre et en Ecosse. — Von Victor Bennequin. 6 Fr.
Album de l'Ornementiste. Recueil composé de fragmens d'ornemens dans tous les genres et dans tous les styles. — Herausgegeben von Emile Leconte. In Fol. Zwei Lieferungen, jede zu 5 Fr.

A f i e n.

Wissenschaftliche Reise an den Küsten von Klein-Asien.

Die vom Schiffs-Lieutenant Herrn Lejeune kommandirte Französische Golette „La Résistance“, welche den im Auftrage der Französischen Regierung reisenden Herrn Texier am Bord hatte, ist am 10. September 1835 auf der Rückkehr von ihrer bis zur Küste von Karamanien unternommenen wissenschaftlichen Expedition zu Smyrna wieder angekommen.

Die von der Französischen Regierung angeordnete Untersuchung Klein-Asiens hat dieses Jahr für die Archäologie sowohl, als für die Navigation wichtige Resultate geliefert; denn die „Résistance“ hat Häfen und Meerbusen besucht, welche noch wenig gekannt sind, und hat die Karten derselben aufgenommen.

*) Sehr wahrscheinlich ist es Herr Henry Lytton Bulwer, dessen Werk über Frankreich die auf den Ruf ihres eigenen Buches etwas eifersüchtige Mithras Trollope bei dieser Gelegenheit in Mißkredit bringen will.

Herr Texier hat die Küstenländer von Aeolis bis Pamphylien besucht, und dieser Reisende, der, obgleich noch jung, sich schon durch zahlreiche und nützliche Arbeiten berühmt gemacht hat, fand auf dieser Reise Gelegenheit, die theils zweifelhafte, theils ungekannte Lage vieler Städte des Alterthums wieder zu entdecken.

Der Tempel des Apollo Didymus auf der Ionischen Küste wurde der Mittelpunkt eines ansehnlichen Fleckens, welcher aber seit einem Jahrhundert nicht mehr existirt. Dieses Monument war isolirt in einer ziemlichen Entfernung von einem anderen Flecken, Ara genannt. Herr Texier findet es wahrscheinlich, daß das neue Dorf Hieronda von der Griechischen Bevölkerung aus Assem-Kali-Si erbaut worden, nachdem sie diesen Platz verlassen hatte.

Der Tempel wurde durch ein Erdbeben zerstört; allein das noch vorhandene reicht hin, den hohen Grad von Vollkommenheit zu bezeugen, den die Kunst in Jonien erreicht hat. Drei Säulen von 30 Fuß Höhe stehen noch und dienen jetzt dazu, den Schiffen das Kap Arbora, das alte Vorgebirge Neptun's, anzuzeigen.

Die Stadt Jassus, welche eine mächtige Seemacht hatte, ist noch vollständig da. Ihr Theater, die Agora, die Akropolis und zahlreiche öffentliche Gebäude sind noch gut erhalten. Die Stadt ist jetzt verödet, aber sie muß erst seit kurzem von ihrer Bevölkerung verlassen seyn; die letzten sie beschreibenden Reisenden haben noch im Jahre 1760 Einwohner dort angetroffen. Man nannte sie Assem-Kali-Si, ein Name, den der Golf noch führt. Ihre Mauern von weißem Marmor (?) dienen nur dazu, einen jungen Wald einzuschließen.

Die so lange vergebens gesuchten Ruinen von Bargylia hat Herr Texier am Hintergrund des Busens dieses Namens, dessen Daseyn kein neuerer Geograph geahnt hat, entdeckt. Man glaubte bisher allgemein, Bargylia habe im Golf von Assem-Kali-Si gelegen.

Der Zugang zum Golf von Bargylia, jetzt Guiverdjinsk (Taubenschlag) genannt, wird durch eine Inselgruppe maskirt, die auf den Karren unter dem Namen Kabergina zu finden ist. Hier lag das alte Karvande. Eine 12 Lieues große Heerstraße führt von Halikarnassus nach Mylassa (Mylasa) über Bargylia. Sie läuft an der Küste hin, von Mauern unterstügt, die noch vollständig erhalten sind.

Der Busen von Guiverdjinsk ist vom Busen Assem-Kali-Si durch eine lange Halbinsel getrennt. Er hat von der Insel Karvande bis zu den Ruinen der Stadt 11 Meilen Länge und 3 Meilen Breite. In der Mitte ist er 20 Klafter, an den Ufern 5 tief. Im Hintergrunde befindet sich eine wasserreiche Quelle, in deren Nähe sich ein kleines Dorf jetzt ansiedelt.

Die „Résistance“ legte nachher an der Insel Kos an. Der Gouverneur that ihrem Kommandanten den Vorschlag, eine Salve von 23 Kanonenschüssen mit der Festung zu wechseln, was dieser unverzüglich annahm. Der Gouverneur erbat sich hierauf Lehrmeister für seine Truppen, so lange die „Résistance“ da verweilen wolle, und der Kommandant bewilligte sich, ihm seinen Capitaine d'armes und zwei Unteroffiziere zu schicken, welche sie 2 Tage nach einander mit dem Gewehre ererzieren ließen. Dieser Umstand beweist, bis zu welchem Punkte sich die Begriffe von Reform und Civilisation, durch den Sultan eingeführt, unvermerkt nach allen Seiten des Reichs ausgedehnt haben.

Die Häfen von Gnidos, am Kap Krus, und der Golf von Makti sind von den Offizieren der „Résistance“ aufgenommen worden; und hierdurch wird das, was der Capitain Gautier zur Kenntniß dieser Küste geliefert hat, vervollständigt.

Die Ruinen von Telmissus zu Makti, welche schon von Herrn v. Choiseul und Herrn Hubot besucht worden sind, verdienen immer die Aufmerksamkeit der Reisenden wegen ihres hohen Alterthums und ihrer guten Erhaltung. Säulenhallen, die in den natürlichen Felsen gebauen sind, und Tausende von Grabmälern bezeugen die Größe des alten Telmissus.

Die Stadt Perga in Pamphylien, welche an den Ufern des Stromes Kelesus liegt, ist noch gar nicht besucht worden. Ihr Theater, von welchem nur ein sehr kleiner Theil zerstört ist, ist das umfangreichste Denkmal dieser Gattung aus dem Alterthume. Die Scene, Säle und Gallerieen sind unversehrt; die Verzierungen und Statuen haben wenig vom Zahn der Zeit gelitten. Merkwürdig ist eine Marmorsäule, welche einen Seitenpfeiler der Bühne bildet, und auf welcher Apollo und die Mufen, lorbeerbekrönt, ausgehauen sind. Die Ruinen der Stadt sind dergestalt erhalten, daß man förmlich zwischen öffentlichen Gebäuden und mit Säulengängen geschmückten Straßen einhergeht. Nur die Vegetation, welche sich dieser Stellen bemächtigt hat, erinnert uns daran, daß diese Denkmäler ein so hohes Alterthum haben.

Dsman, Pascha von Adalia, der im vorigen Jahre Herrn Texier auf diese Trümmer aufmerksam gemacht, leistete ihm jetzt allen Vorschub, um sie zu untersuchen. Ueberhaupt fand die „Résistance“ an allen Orten ihrer Landung die zuvorkommendste Aufnahme. Die Gouverneure gaben die strengsten Befehle, daß ihr nichts in den Weg gelegt werde, was die Erfüllung ihrer Mission hindern könnte.

(N. A. d. V.)

Mannigfaltiges.

— An Goethe's Bettina. So ist eine Epistel oder eine Dank-Adresse überschrieben, die bei der Redaction des in London erscheinenden Athenäums eingegangen ist. Schade, daß wir vorläufig auf eine nähere Kenntniß dieses Altengländers verzichten müssen, indem die gedachte Redaction erklärt, daß sie, so empfänglich sie auch für die zahlreichen Schönheiten desselben sey, doch besürchten müsse, das Ganze werde, als etwas zu mythisch, von Englischen Lesern nicht verstanden werden.